Unser gnäd'ger Herr.

Roman von A. v. Gersdorff.

(2. Fortsetzung.)

Das Baarvermögen war überraschend klein gewesen und baares Geld konnte er nicht festhalten, es floß unaufhaltsam dahin.

Der Grundbesitz war herrlich, aber er mußte zu viel hergeben, es wurde zu wenig in ihn hineingesteckt. Die Pracht des schweren Bodens that in Zeiten guter Ernte es jedem anderen Landstrich zuvor; in Zeiten schlechter Witterungen blieb sie hinter jedem anderen zurück.

Adam-Thaddäus verstand gar nichts von der Landwirthschaft und die armen Güter erfuhren das. Aber, wie gesagt, es war ein herrlicher Besitz und obwohl in schlechter Verwaltung, nicht gehegt und gepflegt, mit kostspieligen, unnützen Neubauten schwer belastet, waren die Erträge noch so hoch, daß Kirchmeister trotz einer großen Familie, maßlos an ihn gestellter Forderungen und eigner kostspieliger Passionen noch jetzt, nach langen Jahren auf der absteigenden Seite des Lebens, einer der höchst besteuerten Herren der Provinz war.

Reich, wohlhabend, sicher stehend, auf Ausfälle und pekuniäre Unglücksfälle vorbereitet war er nicht mehr.

Aber er hatte seine Freunde und Helfer in den Höfen und Gassen der nächsten großen Stadt, wie einst als Lieutenant in der Residenz, er hatte sein Talent, überall Geld zu bekommen.

Sorgen, das heißt drängende Sorgen brauchte er sich nicht zu machen. Der Name Kirchmeister Deckenfeld war sicher für jedes Darlehen.

Seine Frau behandelte er mit gleichgiltiger Selbstsucht, wie ein nothwendiges Hausgeräth, und ungleicher Laune—und sie vergalt ihm redlich.

Als die Leidenschaft verflogen, zeigte es sich, daß sie nicht der Liebe entsprungen war.

Lia hatte ihrem Gemahl sieben Kinder geboren — vier Knaben und drei Mädchen. In beständiger Furcht vor dem Vater, seiner maßlosen Heftigkeit und unberechenbaren Laune waren sie erzogen worden und zu ihrer eigenen Erleichterung sehr früh aus dem Hause gekommen.

Zur Zeit, als wir Adam-Thaddäus wieder aufsuchen, um einen sehr unerwarteten Wechsel seines Schicksals zu bemerken, war die älteste Tochter schon verheirathet, an einen armen Officier, dessen ganze Wirthschaft Kirchmeister mit erhielt. Auch die Söhne, im ruhigen Bewußtsein des väterlichen reichen Erbes, hatten sehr früh geheirathet, mehr oder weniger gute Partien damit gemacht und führten ein Leben des Genusses und sorgloser Geldverschwendung.

Die Ernte des letzten Jahres war eine schlechte gewesen und Kirchmeister sah sich genöthigt, zwei lose am Majorat hängende Vorwerke zu verkaufen.

Das war ja nun weiter auch nicht schlimm. Der Besitz blieb, wie Goldberg gemeint, immer noch fast zu groß.

Adam-Thaddäus wäre, obgleich stark alternd, mehrfacher Vater und Großvater, immer noch ein schöner Mann ge[illegible]ohende Falte des Jäh[illegible]stirn, die hochmüthig gebogene Lippe mit dem häßlichen Lächeln des Spottes und dem hart gewordenen Blick des Auges. Er war ein gern gemiedener Herrscher in Haus und Wirthschaft, kein liebevoller Vater für Kinder oder gar Untergebene.

Er war herrschsüchtig im höchsten Grade, bis in die kleinsten Einzelheiten „unfehlbar". Doch auf das Geld selbst, auf seine Ansammlung legte er keinen Werth. Er gab, wo er geben mußte, leichtlich, nur seine Weise dabei war abstoßend und hart.

Wenn auch in anderer Art, folgte ihm noch in's reife Alter der Name seiner Jünglingszeit. Der „wilde Kirchmeister" hörte man ihn auch jetzt wohl noch nennen, wenn er, mit uneingefahrenen Pferden dahinstürmend, die Landstraßen unsicher machte, oder mit ergrautem Haar auf unbändigen Pferden die großen Fuchsjagden anführte.

Er stand noch lange am Fenster und starrte finster in der gewohnten Haltung, mit untergeschlagenen Armen, auf den werdenden Bau, wo die Arbeiter begannen, Feierabend zu machen.

Ihn wurmte der Verkauf der Vorwerke, und doch mußte es sein. Er mußte die allerorts angefangenen Bauten vollenden, und sein ältester Sohn Alexander, sein Liebling oder wenigstens der ihm am wenigsten Gleichgiltige — denn er war ihm selbst am ähnlichsten — hatte in der Residenz zu flott gelebt und Schulden gemacht bei hochgestellten Freunden, die der Hochmuth Kirchmeisters bezahlt sehen wollte vor dem Termin, während Andere oft bis zum Aeußersten warten mußten.

Ja, ja, die Vorwerke mußten heran, und sie brachten am Ende auch ein schönes Stück Geld! Daß es lange nicht so viel war, wie sie werth waren, kümmerte ihn nicht zu sehr. Mochten sie hingehen — die Hauptsache blieb ihm unveräußerlich ewig zu eigen, und nach ihm seinem Ebenbilde Alexander — Zendi genannt. Er blieb Majoratsherr auf Deckenfeld, Moreinen und Jerohn.

Er öffnete das Fenster und pfiff dem Stallknecht, ihm den jungen Fuchshengst zu satteln. Das Reiten vertrieb dem wilden Kirchmeister am besten die Grillen. —

5.

In dem wunderlichen, überfüllten, verschnörkelten Giebelzimmer und Gehirn des Fräulein Aurora von Kirchmeister begaben sich zur selben Zeit gar merkwürdige und unerhörte Geschichten.

Sie war nun schon hochbetagt, hatte sich aber bei ihrem gleichförmigen, regelmäßigen Leben fast gar nicht verändert und ihr Groll gegen die Verwandten war mit ihr gealtert und unverändert geblieben.

Auch die Söhne des Adam-Thaddäus hatten nach einem unglaublich flüchtigen Besuch durchaus weiter keine Notiz genommen von der armen alten Jungfer Tante. Zendi nicht einmal so viel. Sie sah sie ab und zu an sich vorüber reiten oder fahren, wenn sie ihre regelmäßigen Spaziergänge in die Parkanlagen der Stadt machte.

Eines Tages ging sie dort auch am Rande eines künstlich gegrabenen, aber recht tiefen Teiches unter den Bäumen spazieren. Auf einem freien Platz in der Nähe spielten Kinder unter der Aufsicht ihrer Bonnen und Kindermädchen Fangball.

Einer der Bälle flog abseits und rollte den etwas abstürzenden Pfad hinunter dem Teiche zu. Der kleine Junge, dem er gehörte, in athemloser Hast hinterher. Unfehlbar wäre der kleine Kerl, der stark im Schuß des Laufens war, kopfüber in den Teich gefallen, wenn er nicht dicht, ganz dicht an dem gefährlichen, steil um[illegible]rten Rande, der kein Geländer trug, [illegible]em Hinderniß aufgehalten war. [illegible]eine, alte zittrige Händchen, [illegible] umschlangen, aber im [illegible] und des Schreckes [illegible]ung, den kleinen [illegible]enden Rand [illegible] ihr [illegible]

Er hatte gar keine Furcht vor dem kleinen alten Fräulein Aurora und ließ sich ganz freundlich seinen Strohhut auf die dunklen Locken drücken, wobei er ihr eifrig erzählte, daß er nur seinen Ball aus dem Wasser habe holen wollen, und da sei er so in's Laufen gekommen, daß er gar nicht mehr habe anhalten können.

Sie war dergleichen freundliches Entgegenkommen gar nicht gewöhnt und die kindliche Zutraulichkeit rührte ihr altes, verknöchertes Herz.

„Wenn Du mich nicht gehalten hättest, läge ich jetzt drin," versicherte der kleine Mann und sah wieder zu dem runzligen Gesicht auf mit seinen großen, treuen Augen, „nur schade um meinen Ball."

„Ich werde Dir morgen einen noch hübscheren herbringen," sagte Fräulein Aurora.

„Ach ja, bitte!" war die fröhliche Antwort, „vergiß es nicht!"

„Werde nicht. Wie heißt Du denn, kleiner Herr?"

Seinem Anzuge und seinen Manieren nach mußte er vornehmer und reicher Leute Kind sein.

„Adam-Thaddäus von Kirchmeister," sagte er rasch und sprang, viele Male zurücknickend, seiner herbeieilenden Wärterin entgegen.

Mit verfinstertem Gesicht wendete sich Fräulein Aurora rasch zum Fortgehen um; das war also Adam-Thaddäus' jüngster Enkel.

6.

Wenige Tage, nachdem der Güter-Agent Goldberg von Herrn von Kirchmeister den schriftlichen Bescheid erhalten hatte, daß sich Letzterer für den Verkauf der Vorwerke zu dem und dem Preise definitiv entschlossen habe, feierte man in Deckenfeld des Jahres größtes Fest, den Geburtstag des Hausherrn.

Er war in vortrefflicher Stimmung, denn er hatte ein hübsches Stück Geld baar in der Hand und wenn es je auf Deckenfeld stolz und prächtig hergegangen war, so war es in diesem Jahre an dem großen Festtage. Wagen um Wagen donnerte auf die Rampe, von welcher die Kanonen und die freundlichen Aloes grüßten. Die ganze nahe und ferne Nachbarschaft fand sich ein und eine große Zahl der Officiere des in der nächsten Stadt garnisonirenden Regiments.

Mit einem ausgesucht feinen Diner wurde begonnen, um später mit einem kleinen Ball, nach der Musik der ganzen Regimentscapelle zu schließen.

Herr von Kirchmeister steht in seinem Toilettenzimmer und streicht noch einmal mit der Bürste über sein dichtes, silbergraues Haar. In der Mitte des Zimmers steht ein großer Tisch, auf welchem einige Schreibutensilien sich befinden. Er pflegt zuweilen dringende geschäftliche Angelegenheiten hier zu erledigen. Ein großer sechsarmiger Leuchter ist angezündet. Große Schlacken hängen an den Dochten.

Vermuthlich kümmert er sich nicht über den erbärmlichen Aberglauben, der davor warnt, so hätte er vermuthlich die mißliebigen Lichter dem heulenden Sturm in den Hals geworfen.

Horch! Der Schritt eines Pferdes, das sich mühsam durch den aufgeweichten Lehmboden des Hofes arbeitet.

Herr von Kirchmeister runzelt die Stirn noch tiefer wie sonst schon, und reißt das Fenster, das ihm zunächst liegt, auf:

„Was soll's! Wer kommt da?"

„Ein Brief, Cito und zu eigenen Händen!" tönt's im gleichgiltigen Ton eines Boten, der nichts mit seiner Botschaft weiter gemeint hat, zurück.

„Hierher."

Kirchmeister schlägt das Fenster zu und bürstet weiter. Schritte werden hörbar auf dem Flur. Ein Diener tritt ein und legt ein großes beschmutztes Schreiben auf den Tisch.

Aergerlich wirft der Herr die Bürste hin und tritt an den Tisch.

Da liegt der Brief. Cito, Cito, steht groß darauf. Wie ein Blitz springt jener unvergeßliche Abend aus dem Dunkel der Jahre vor ihm auf, wo er am Rande des Grabes stand, ein verzweifelter, ruinirter Mann, und solch' ein Brief, der gerade so dagelegen hatte, so groß und breit, mit diesem deutlichen, unterstrichenen "Cito, Cito!" ihn vom schmählichen Tode gerettet hatte, ein unfaßliches Glück ihm in den Schooß werfend. Seine Stirn glättete sich in der Erinnerung und er sagte spöttelnd:

„Vielleicht noch eine derartige Ueberraschung?! Nun, ungelegen käme sie auch heute nicht!"

Er las.

Auf der anderen Seite des Hauses rollte unterdessen Wagen auf Wagen über die Rampe. Glänzende Uniformen, ordengeschmückte Civilkleidung, rauschende, duftige Toiletten füllten die Halle. Fröhliche Stimmen aus vermummender Hülle und triefenden Regenröcken, Ausrufe über das Wetter, Glückwünsche, Freude des Wiedersehens wurden hörbar. Das rief und lachte und wirbelte durcheinander, eilte in die Ankleidezimmer und kam strahlend und frisch daraus hervor, um die durchnäßten und durchrüttelten neuen Ankömmlinge mit fröhlichem Spott zu begrüßen.

Einige Fragen nach dem Festkönig wurden laut, den man gewohnt war, am Eingang seines Hauses ritterlich wartend zu finden. Er war nicht da.

Frau von Kirchmeister, die sonst jeden Gast erst in ihrem Salon empfing, schickte eilig einen Diener nach dem Fehlenden, nur um das noch nie vorgekommene Versehen gut zu machen, betrat sie selbst die Flurhalle, um trotz der hier wehenden Zugluft das Fehlen des Hausherrn nicht empfindlich werden zu lassen. Er mußte ja jeden Augenblick kommen.

Aber er kam nicht.

Man trat in die Zimmer, die Salons füllten sich. Frau von Kirchmeister ward von allen Seiten in Anspruch genommen. Der Hausherr erschien nicht.

„Was ist denn geschehen? Wo ist der gnädige Herr?" raunte sie einem Diener in höchster Unruhe zu.

„Der gnädige Herr sind in seinem Ankleidezimmer."

„Ja, er muß doch die Wagen gehört haben. Haben Sie ihn denn gerufen?"

„Ja wohl, der gnädige Herr sitzen am Tisch bei einem Briefe und geben keine Antwort."

„Mein Gott! Das ist ja unerhört! Mein Mann muß krank sein", wendet sie sich an die ihr zunächst Stehenden, „ich bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich selbst nachsehe."

„Auf's Höchste befremdet, steht man ohne die sonst so überaus höflichen und liebenswürdigen Wirthe beisammen.

Die Diener treten in die Thür, um zu melden, daß servirt ist, aber die gnädige Frau und der gnädige Herr sind nicht bei ihren Gästen.

Etwas Eigenthümliches liegt in der Luft und dämpft die sonst laute Unterhaltung zum Flüstern. Man steht und schaut sich an, lächelt und zuckt die Achseln, sehnt sich nach dem Beginn des Diners und blickt immer ungeduldiger nach der Thür, durch welche man die Wirthe wieder eintreten zu sehen wünscht.

Niemand erscheint.

Die Gesichter werden ernst und besorgt, man wird sehr unruhig.

So viel ist sicher: Vorgefallen ist Etwas.

Es dauert unverhältnißmäßig lange, bis Frau von Kirchmeister wiederkehrt.

Endlich geht die Thür auf und sie erscheint. Todtenbleich, mit glanzlosem [illegible] was seltsam zu den blutrothen Rubinen, den feuerströmenden Brillanten auf ihrem Haar und Busen kontrastirt, steht sie auf der Schwelle, ohne die Hand von der Thürklinke zu nehmen.

Sie öffnet die Lippen, aber nur schwer will sich ein Ton bilden. Entsetzt drängt Alles zu ihr hin. Eigenthümlich heiser und leise fallen die Worte in die entstandene Stille.

„Ich bitte um Entschuldigung im Namen meines Mannes, wir können unsere Gäste nicht bitten zu verweilen unter diesem Dach—meinen Mann hat der Schlag gerührt."

Sie taumelt, helfende Hände strecken sich nach ihr aus. Sie macht eine dankende Verbeugung, die das Aussehen entsetzten Zurückweichens hat, und die Thür fällt hinter ihr zu.

Man starrt sich stumm einen Moment an und hört sie fast laufend sich entfernen.

Hastig drängt Alles nach der Halle zurück, zurück in die Garderoben.

Gedämpfte Rufe nach dem Wagen, die kaum unter Dach gefahren sind vor dem furchtbaren Wetter.

Die Aeste der alten Linden schlagen, vom Sturm gepeitscht, gegen die Fenster. Zischend strömt der Regen auf die Steine der Rampe.

Was hilft's! — Nur rasch fort von hier, wo der unerwartete Gast: Tod — sich zum Geburtsfest eingeladen.

Da plötzlich tritt ein Stillstand in die allgemeine Flucht der Freunde und Gäste.

Der persönliche Diener des Herrn von Kirchmeister erscheint und meldet mit lauter Stimme: der gnädige Herr seien zum Bewußtsein zurückgekehrt und bitten inständigst, die Herrschaften, welche trotz Wind und Wetter gekommen wären, ihm Glück zu wünschen, möchten nicht unerfrischt, ungestärkt sein Haus verlassen. Der gnädige Herr habe befohlen, ihn und die gnädige Frau zu entschuldigen, und den Herrschaften serviren zu lassen. Man athmete erleichtert auf; also nicht todt! Und wie liebenswürdig, wie taktvoll, das anzubieten, was freilich unter den Verhältnissen sehr, sehr wünschenswerth war, eine Erfrischung, einen Teller warme Suppe.

In der That, man mochte gegen die Kirchmeisters sagen, was man wollte, sie waren immer auf dem Platze, wo sie hingehörten; selbst wenn der Tod ihnen die eine Hand schon gereicht, hatten sie noch Besinnung genug, die andere abschiednehmend ihren Freunden zu bieten.

So rollte nur ein einziger Wagen durch Nacht und Sturm vom Hofe, um den Arzt zu holen. In seinem großen Eichenbett mit den schweren, grünen Damastgardinen lag röchelnd und ächzend Adam-Thaddäus.

Die grüne Ampel warf ihr geisterhaftes Licht auf seine hingestreckte Gestalt und auf die starre, regungslose, von flimmernder Seide und flimmernden Steinen leuchtende Gestalt seines Weibes. Aber fahl, entsetzlich verblichen sah die ganze Pracht aus in dem grünen Licht, wie sie am Fußende des Bettes saß, den entblößten Arm mit den goldenen Reifen auf einem kurzen, entsetzlich kurzen, zerknitterten, zerrissenen Briefe ruhend, dessen Hülle zu ihren Füßen lag. "Cito! Cito!" stand auf dem Couvert. Und die Worte, auf denen ihre Augen wie gebannt ruhten?

„Im Auftrage des Fräulein Aurora von Kirchmeister thue ich hiermit Ew. Hochwohlgeboren — Herrn Adam-Thaddäus von Kirchmeister—zu wissen, daß vorgenanntes Fräulein das Testament des im Jahre 17.. verstorbenen Adam Gotthelf von Kirchmeister-Deckenfeld auf Grund eines darin befindlichen, nachzuweisenden Fehlers im Wege des Processes angreifen wird.

Alle diesbezüglichen Mittheilungen seitens Ew. Hochwohlgeboren sind an mich, den gesetzlichen Rechtsbeistand des Fräuleins, zu richten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Kikebusch,

Rechtsanwalt und Notar.

Horch! Schon rollen die Wagen der forteilenden Gäste von der Rampe.

Jetzt, Alles still, verlassen, vereinsamt. Langsam erlosch das Lichtmeer, das von den Fenstern des Hauses in die finstere Herbstnacht hinausgeleuchtet, zum fröhlichen Geburtstagsfeste ladend, und das Röcheln des niedergeworfenen Mannes mischte sich mit dem Heulen des Windes, der die zerrissene Fahne gegen die biegende Stange schlägt.

7.

Der Proceß hatte begonnen. Das Erstaunen und Entsetzen, der Zorn der Familie Kirchmeister war unbeschreiblich.

Wie der häßliche, verachtete Zwerg im Märchen, der plötzlich zum Riesen wächst, über unermeßliche Schätze gebietend, unter seinen Peinigern steht, so erschien die Gestalt der alten, verachteten, schlecht behandelten Cousine, die man kaum kannte, auf der Straße, stets übersah, nie einlud und nie besuchte, in den Häusern der Kirchmeisters. Ihr Name mischte sich in jedes Gespräch, in jedem Kreise, heiter oder ernst, groß oder klein, tauchte die kleine, verkümmerte Gestalt aus der Dachstube auf, beschäftigte man sich mit ihr in Furcht und Bangen, Vermuthungen und selten Hoffnungen. Von ihrer Liebe und Güte durfte man freilich gar nichts erwarten. Wie der Proceß ausfiel, war nicht zu bestimmen. Und nicht allein, daß der ganze erb- und eigenthümliche Besitz der Familie im ungünstigsten Falle verloren war, nein, Fräulein Aurora verlangte auch dann noch Herauszahlung der Summen, um welche Adam-Thaddäus den ursprünglichen Werth der Güter geschädigt. Und soviel war sicher, daß die Güter nicht unter seiner Wirthschaft gewonnen hatten, daß die herauszuzahlende Summe eine ganz enorme sein mußte.

Die Bestürzung seiner Söhne, Schwiegersöhne und Töchter war eine ganz rathlose.

Was thun?

War es nicht möglich, die Cousine zu beeinflussen?

Wer sollte das wagen? Wer hatte einen plausiblen Vorwand, sie aufzusuchen?

Aber am Ende durfte man sich nicht übereilen. Sie konnte den Proceß verlieren.

Man verschaffte sich genaue Kenntniß der Sachlage, des im Testament vorhandenen Fehlers.

Er bestand in der Auslassung eines Namens. Adam-Thaddäus war nur als der älteste Sohn seines Vaters im Testament aufgeführt worden und als „nächster Verwandter" des Erblassers. Sein Name war nicht genannt worden und Fräulein Aurora stand dem Verstorbenen im verwandtschaftlichen Grade just ebenso nahe.

Sie war nun schon hoch in die Achtzig. Selbst konnte sie von dem eventuellen Gewinn ihres Processes keinen Nutzen mehr haben. Sie würde also einen Erben ernennen.

Vermuthlich eine Wohlthätigkeitsanstalt, oder eine Menagerie, oder ein Stift für alte Jungfern daraus machen. Man kannte sie so wenig und traute ihr darum Alles zu. Vorläufig traute sich jedenfalls keiner ihrer zitternden Verwandten zu ihr. Auch war es ja noch möglich, daß Adam-Thaddäus den Proceß gewann. Aber alle rechtskundigen Leute zuckten bedenklich die Achseln: „Schlimm! Schlimm!" Der berühmteste, feinste Rechtsanwalt der Stadt stand ihr zur Seite.

Adam-Thaddäus hatte nicht lange das Bett gehütet. Sein mächtiger Körper hatte den Schlaganfall überwunden. Man sagte, er sei bis auf eine leichte Steifheit der rechten Seite ganz wie er früher gewesen, nur geistig noch ein wenig unleidlicher, eigensinniger, jähzorniger, rücksichtsloser.

Als der Frühling in's Land kam, war der Proceß für Adam-Thaddäus in zwei Instanzen verloren.

Zu gleicher Zeit langte ein eigenhändiges Schreiben des Fräulein Aurora an, in welchem sie dem Vetter einen Vergleich anbot. Er solle die Güter behalten, da deren Besitz ihr, der Achtzigjährigen, offen gesagt, nur Last mache, und solle ihr Alles in Allem nur 20,000 Thlr. herauszahlen, wogegen sie sich vorbehalte, in einem geheimen Testamente den Erben zu ernennen, der ihr gefiele. Andernfalls solle der Proceß seinen Gang gehen. Adam-Thaddäus möge nun wählen. Sie habe keinen Grund, weder ihn noch einen anderen ihrer Verwandten zu lieben. Sie wären ihr alle gleich unangenehm, nur den Erben des von ihm, Adam-Thaddäus, gegründeten Majorats, seinen ältesten Sohn Alexander nähme sie aus. Dieser wäre ihr ganz besonders unsympathisch. Majorat solle die Geschichte wieder werden. Das Bestehende würde sie allem Vorhergesagten zu Folge umwerfen und dem von ihr zu bestimmenden Erben die Bedingung stellen, das Fideikommiß von Neuem zu begründen nebst einer Anzahl von Legaten, Stiftsgeldern u. s. w., die er alljährlich zu zahlen sich verpflichten müsse.

Man kann sich denken, in welche Wuth Adam-Thaddäus dieser hochmüthige, gehässige Brief der alten Jungfer versetzte. Er riß ihn in tausend Stücke und schwor, daß er es zum Aeußersten kommen lassen wolle, und selbst dann noch Berufung einlegen, nimmermehr aber sich den verrückten Bedingungen „dieses übergeschnappten alten Weibes" fügen.

Lia war anderer Ansicht. Da handle es sich denn doch um zuviel, um mehr, wahrhaftig, als Befriedigung des Eigensinnes und Hochmuths ihres Gemahls, es handle sich um ihre und ihrer Kinder ganze Existenz.

Diese alte Jungfer und ihre Ideen kämen gar nicht in Betracht, mit ihr habe man nicht zu rechnen, sondern mit einem Schicksal, ob das nun die Gestalt von Feuer, Krieg oder Pest annähme, oder vom Gehirn einer vernachlässigten alten Jungfer ausginge, sei ihr einerlei. Mit dem Schicksal, das der zornige Himmel ihnen gesendet, habe man zu rechnen, nicht mit seiner zufälligen Gestalt.

Die alte Aurora sei auf das Höflichste zu benachrichtigen, daß man sich nach reiflicher Ueberlegung entschlösse, auf ihre Vorschläge, die von einem nicht klein denkenden Herzen zeugen, einzugehen und sie schließlich noch zu ersuchen, nach Deckenfeld zu kommen, persönliche Rücksprache zu nehmen.

„Was möglich ist, sie an uns zu fesseln, wird gethan werden, und wir werden es am Ende doch sein, die die Erben bestimmen, Zendi, oder ein anderer unserer Söhne, das ist mir am Ende auch einerlei. Der ganze Schrecken läuft schließlich darauf hinaus, daß Du zwanzigtausend Thaler auftreiben mußt. Nun, das ist doch am Ende nicht zu rechnen gegen das, was Du hättest verlieren können," schloß sie ihre kaltblütige Erwiderung auf sein Stürmen und Wüthen.

Kopfschüttelnd betrachtete sie ihn, empfahl ihm, sich acht Tage Zeit zu lassen und überließ es ihm, gleich ihr den Schlaf des Gerechten, des Vernünftigen zu schlafen, oder wie ein wildes Thier im Käfig die halbe Nacht in seinen Zimmern auf und nieder zu gehen.

Nun acht Tage brauchte der arme Herr nicht, um zu begreifen, daß ihm so ziemlich keine Wahl blieb. Zähneknirschend fügte er sich, schrieb einen höflichen Brief, den er einige Male zerreißen mußte, weil Frau Lia nicht umhin konnte, beleidigende Wendungen darin zu bemerken, und lud am Ende die „tollgewordene alte Jungfer" nach Deckenfeld ein! Tagelang ging er umher wie ein brüllender Löwe. Alles wich ihm aus vor Angst und Schrecken. Im Geiste sah er schon seine Todfeindin unter seinem Dache, ihr zu jeder Stunde begegnend, seine ganze Natur, alle seine Gewohnheiten ändernd, mit Höflichkeit und liebenswürdiger Rücksicht einer ihm widerlichen Person nahend.

Die Antwort kam umgehend. Höfliches Bedauern, durchaus keine Reisen in ihrem Alter mehr unternehmen zu können, oder bei sich aufregende Besuche zu empfangen. Sie sei befriedigt, daß der Herr Vetter auf ihre gutgemeinten Vorschläge einzugehen vernünftig genug sei. Um übrigens den Erben für die Besitzungen zu finden, bedürfe sie es nicht, die Familie näher kennen zu lernen, da sie als ganz unparteiischer, außenstehender Beobachter seit vielen Jahren, sich von besagter Familie ein völlig feststehendes Bild gemacht habe, das in keinem Falle einer Aenderung mehr unterliegen könne, freilich zu ihrem größten Leidwesen. Alles Weitere sei wieder an ihren Rechtsanwalt zu richten. Selbst Frau Lia war empört über diesen eisigen, höhnischen Brief und athmete erleichtert auf, Fräulein Aurora nicht an ihr Herz nehmen zu brauchen.

In kurzer Zeit war dann Alles geordnet. Herr v. Kirchmeister hatte die Nutznießung der Güter bis zu seinem Tode.

Der Erbe sollte erst mit dem Ableben des Fräulein Aurora bekannt werden.

Wenn Adam Thaddäus schon bisher nicht gerade rationell gewirthschaftet hatte, so wurde es jetzt wahrlich nicht besser. Er that nichts, gar nichts mehr für die Güter, die ihm ja eigentlich nicht gehörten, als solche, deren Erbe vermuthlich keiner seiner Söhne war. Was sie nur hergeben wollten, zog er heraus, und seine Familie half ihm dabei. Die angefangenen Bauten wurden nur auf Deckenfeld vollendet; auf den übrigen Gütern blieben sie liegen, bis man das brauchbare Material wieder abtragen konnte, wozu man niemals Zeit fand, daher sie allmälig häßliche Schutthaufen bildeten, der Witterung offen überlassen, von selbst zusammenfallend.

Ganz gesund war der „wilde Kirchmeister" nicht wieder geworden. Die rechte Seite seines Körpers versagte oft den Dienst, und das stete Bestreben, jedes Leiden, jede Unpäßlichkeit seiner Umgebung zu verheimlichen, nicht aus Rücksicht, sondern aus seltsamem Trotz und Eigensinn gegen die Fügung des Höchsten, sich gesund hinzustellen, machte seine Laune von Jahr zu Jahr gefürchteter.

Das Kapital von 20,000 Thaler baar auszuzahlen stellte sich als eine Unmöglichkeit heraus für Kirchmeister. Fräulein Aurora ließ daher gnädigst das Geld auf Deckenfeld stehen und erhob nur die jährlichen Zinsen mit der für diese Gnade neu angehängten Bedingung, daß nach ihrem Tode diese Zinsen als Stiftsgelder an alle Fräuleins der Familie, als Invaliden- und Pensionsgelder an auf den Gütern erwerbsunfähig gewordene Leute — Männer und Frauen — weitergezahlt werden müßten.

Zehn lange Jahre bezog das uralte Fräulein die Zinsen noch selbst. Endlich fand man sie eines Morgens in ihrer Dachwohnung, auf dem Lehnsessel am Fenster für immer eingeschlafen, beinahe hundert Jahre alt.

Sie hatte ihre Wohnung nie vertauscht und von den Zinsen nur ein Geringes verzehrt; sie mußte also eine hübsche Summe von sicher einigen tausend Thalern zurückgelassen haben. Die Zinsen waren regelmäßig an ihren Rechtsanwalt gezahlt worden, und nach dessen inzwischen erfolgtem Tode an den Nachfolger desselben. Nach dem Wunsche der alten Dame waren die Summen voll in ihre Hände gelegt worden, wie in den Büchern der Herren Anwälte verzeichnet war.

Im Nachlasse Auroras fand sich nichts als hundert Thaler baares Geld. Daß sie still und eingezogen weiter gelebt hatte, war weit bekannt. Wo hatte Fräulein Aurora von Kirchmeister das in den zehn Jahren angesammelte Kapital gelassen?

Zum Erben des Majorats war der jüngste Enkelsohn des Adam-Thaddäus von Kirchmeister ernannt, wie sein Großvater Adam-Thaddäus geheißen, zur Zeit Schüler auf einer Ritter-Akademie, „dem ich", so hieß es im Testamente des Fräuleins, „einst eigenhändig das Leben gerettet habe, da er noch ein kleiner Bube von vier Jahren war. Hab' mich nicht gemeldet, weil ich auf Dankbarkeit von der Familie weiter nicht gerechnet habe. Heimlich war der Junge mit seinem Kindermädchen zwei oder drei Mal bei mir. Wußte aber nicht, daß er bei der Erbtante war und deshalb gar lieb und zutraulich: Habe mich später, als er auf Schulen kam, weiter nach ihm erkundigt und gehört, daß er gut thäte und gegen arme Leute höflich sei, überhaupt aus der Art schlage. Da habe ich gesagt und geschrieben: Es bleibt dabei, der soll Alles haben. Ich will in Deckenfeld begraben werden, wo ich als Kind gespielt habe, und an einem Wege zur Ruhe gethan werden, wo man oft vorüberkommt, zur Mahnung für Reue und Dankbarkeit."

Frau Lia von Kirchmeister erlebte den Heimgang der verhaßten Cousine nicht mehr. Sie war schon viel früher neben zweien ihrer erwachsenen Söhne auf dem Erbbegräbniß beigesetzt worden.

Die Anderen, Alle verheirathet, in Amt und Brot, lebten in der Welt verstreut und kamen selten und ungern nach Deckenfeld.

Da saß nach wie vor der „wilde Kirchmeister", jetzt ganz allein, ein eigensinniger, wunderlicher, despotischer Alter, wirthschaftete allein und trieb seine Geldgeschäfte allein, mit Argwohn und Mißtrauen seine Selbstherrschaft bewachend und bewahrend, zuweilen wildfremden Leuten, die er nie mit einem Auge gesehen, willkürliches Vertrauen schenkend, was zuweilen schlecht vergolten wurde.

Von dem Erben durfte ihm Niemand sprechen. Er hatte den Knaben nie gesehen und folgte der alten Tradition, Aufgedrungenes blind zu hassen, getreulich.

Der junge Mann war zur Zeit, wo wir ihn kennen lernen, Officier und bezog von seinem Vater, der einen höheren Beamtenposten versah, eine mäßige Zulage.

Zweiter Theil.

1.

Tusch, Tusch! Dietrich, Mann! Denken Sie ein anderes Mal an Ihre selige Großmutter! Tusch, Tusch! Er kommt!"

Kapellmeister Dietrich, welcher das Musikcorps des Ulanenregiments mit Fleiß und Talent zu einem weit und breit renommirten gemacht, fuhr auf aus einer leichten Träumerei und der schwarze Taktstock flog empor. Tusch!

Die brausenden, fröhlichen Töne schmetterten in den Saal hinein, in welchem das ganze Officiercorps wie gewöhnlich zum Diner versammelt war. Nur ein Platz war bis jetzt unbesetzt geblieben und man war fast am Schluß.

Wie alle Tage hatte man sich zur bestimmten Stunde gegen 5 Uhr im Casino versammelt und an der elegant, aber einfach gedeckten Tafel Platz genommen. Darüber hing eine Hängelampe von gewaltigen Dimensionen, deren blendendes Unterlicht sorgsam mit einer Milchglaskappe gedämpft war. Das silberne Besteck vor jedem Kuvert war mit dem Wappen des jeweiligen Besitzers gezeichnet und blieb dem Regiment, wenn derselbe es verließ, als Erinnerung zurück. Das Porzellan und Glas war fein und edel in der Form. Schalen und Senfkrüge von getriebenem Silber mit kavalleristischen Emblemen. Man trank leichte Tischweine — Rothwein und goldgelben Mosel. Es war hohe Wintersaison, die Hochfluth der Geselligkeit brachte so viel Diners, daß man sich bei den täglichen Mahlzeiten recht gern zu den leichtesten Tischweinen zurückzog.

Die Unterhaltung war etwas lahm, als einer der zuletzt erschienenen Kameraden Leben in die Sache brachte.

„Eine Neuigkeit, meine Herren!"

„Laß los, wir verschmachten."

„Ja wohl. Nehndorf fing schon an über das Essen zu raisonniren."

„Was in jeder Beziehung schlechten Geschmack verräth."

„Erlauben Sie —"

„Also?"

„Adam hat sich verlobt."

„Nicht möglich! Mit wem?"

„Mit der Pilgersdorff!"

„I wo! Mit der Arnim?"

„Denkt nicht daran! Mit einer alten Flamme."

„Alte Flamme? Adam!? Und verlobt!?"

„Das schmeckt nach Ente!"

„Auf meine Ehre! Neugierig wie die Spatzen — und lassen Einen nicht zu Worte kommen!" rief der Eingetretene lachend. „Ordonnanz — Sekt hierher, viel, und die beiden massiven Armleuchter hier auf die beiden Enden, und etwas zu trinken für Kapellmeister, weißgesiegelter — kommt gleich."

„Holla, Massow, Mensch — so rede doch! Scheint wahrhaftig Ernst zu sein!"

Lieutenant von Massow, Adjutant und zur Zeit Tischdirector, wechselte noch einige rasche Worte mit einer der Ordonnanzen, die in einfach dunklen Livreen den Officierstisch bedienten, und wendete sich dann mit sehr animirtem Gesichtsausdrucke den übrigen Herren zu:

„Ja, ja, meine Herren—verlobt—alte Flamme—sentimentale, sehr nette Liebesheirath — keinen Deut Vermögen, aber schön, gut, gebildet u. s. w. Thut wohl in diesem realistischen Zeitalter."

„Wer? Wer?"

„Fräulein oder Miß Barbara Holst."

„Ja wohl, ja — stimmt. Ich habe selbst mit angesehen, wie Kirchmeister so vor zwei Jahren alle Segel beisetzte; dachte aber doch nicht, daß Ernst daraus werden könnte — aus Mangel an Ueberfluß — der Alte auf Deckenfeld nicht gerade spendabel."

„Das weiß ich Alles noch nicht, werden's aber gleich erfahren—Kirchmeister muß jeden Moment kommen. Wollte dem Regiment seine Verlobung auf frischer That mittheilen."

„Natürlich."

„Selbstverständlich!"

„Freuen uns auch Alle ungemein."

„War ein lieber, toller Junge!"

„Ein schneidiger Kamerad."

„Ein bischen fein —"

„Ja allerdings, ein bischen sehr. Der Toilettenkasten, wenn er in's Manöver rückte, spottet aller Beschreibung —"

„Für jeden Nagel eine eigene Feile, und wenn ich nicht sehr irre, Handschuhe im Bett."

„Spaß! Aber einen besseren Kameraden kann man sich nicht wünschen, immer dabei, nie Spielverderber, warf mit dem Gelde umher, fürstlich!"

„Und versteht sich auf Pferde, als wenn er darauf geboren wäre."

„Na, wollen ihn anfeiern heute, daß er's merkt, soll ein fideler Abend werden, ist doch was Schönes um so eine legitime Liebe, sagt, was Ihr wollt."

„Wenigstens der gute Adam ist randvoll von Glückseligkeit, fiel mir beinah um den Hals auf offener Straße."

„Na, na, hat wohl schon vorgefeiert?"

„Schäm' Dich, Tempelberg, kannst Nichts unangezweifelt lassen."

„Na, solch' eine „legitime Liebe" ist ein Rausch wie jede andere und geht vorüber; für mein Theil denke ich mir's ein infames Gefühl, wenn so die Pforten zum Paradiese hinter einem zugeschmissen werden und man sitzt auf Lebenszeit drin."

Kapellmeister Dietrich meldete sich zur Stelle mit seinen Leuten und begab sich auf den üblichen Platz, eine dunkle Nische in der großen Flurhalle, seines „Momentes" harrend.

Der kam denn auch bald.

Massow sah Kirchmeister am Fenster vorübergehen, an welches er sich wartend gestellt. Also: „Tusch, Tusch! Er kommt!"

Und die Fanfaren schmetterten ihm die übermüthigen Glückwünsche der geliebten Kameraden entgegen.

Strahlend trat Adam-Thaddäus von Kirchmeister in den Saal.

War es nicht der „wilde Kirchmeister", wie er vor langen Jahren als Sieger über die Rennplätze und das Parkett des Hofes geschritten?

Ja, er war's, und war's doch wieder so gar nicht, wenn man das Bild in Einzelheiten zerlegte. Es war dieselbe hohe, überschlanke Gestalt, in ihrer nachlässigen Haltung so vornehm wirkend, dieselbe tiefe Falte zwischen den graden Brauen, doch lag nichts Drohendes, Grausames darin, wie einst bei dem Großvater, sondern eher ein Hauch von Schwermuth; Augen und Haar weichen in der Farbe ab. Letzteres ist braun, wie erstere. „Gute, braune, treue Hundeaugen", hatte vor vielen Jahren einst Fräulein Aurora gesagt, als sie den wilden Buben vom Tode im Wasser zurückriß.

Es dauert eine ganze Weile, ehe er alle Hände, die sich ihm boten, geschüttelt, alle Glückwünsche empfangen, alle Fragen und Ausrufe beantwortet hat.

Dazu der schmetternde Lärm der Musik, die knallenden Propfen der Champagnerflaschen, die schäumenden Gläser, die dem seinen entgegenkamen.

Ganz benommen fand er endlich seinen Platz und ließ sich das Diner nachserviren, da er heute, wie er gestand, eigentlich noch nichts Materielles zu sich genommen hatte.

Nun erfuhr man in abgerissenen Sätzen Genaueres von Adam selbst. Daß seine Braut (welch' ein Strahl leuchtete in den braunen Augen auf!) die einzige Tochter des verstorbenen englischen Consuls sei, daß sie zwar kein Vermögen besäße, aber so schön sei, so klug, so gut, der wahre Schatz für einen Mann, und daß er ein „sinnloses Glück" gehabt habe, die treue, ausdauernde Liebe eines solchen Weibes zu gewinnen.

Seine Augen feuchteten sich vor Bewegung und von allen Seiten streckten sich ihm Gläser entgegen, welche die allgemeine Theilnahme beweisen wollten.

„Hoch! Hoch! Adam soll leben und seine Braut, Miß Barbara Holst."

Allmälig trat Ruhe ein, nur die Musik draußen jubelte ein Potpourri aus der beliebtesten Operette herein.

Adam-Thaddäus schlug an sein Glas.

„Meine Herren!"

„Nein, Kameraden, Freunde!"

„Ruhig, Massow!"

„Also, Kameraden, Freunde! Ich finde schwer Worte, Euch zu danken für das Interesse, die Theilnahme, welche ich mit der großen, glücklichen Veränderung meines Lebens bei Euch finde. Ich kann nur wünschen und sagen: Erprobt meine Freundschaft, meine kameradschaftliche Zuneigung, meine deutsche Treue. In meinem künftigen Hause, an meinem Herde, bei mir und meiner Barbara, findet Jeder von Euch zu jeder Stunde einen herzlichen Willkommen, einen ehrlichen Händedruck, einen anständigen Bissen und guten Trunk, da der Geist allein es nicht thut."

„Hört! Hört!"

„Hast recht!"

„Hoch soll er leben!"

„Noch ein paar Worte, Kameraden, wenn's erlaubt ist. Ich liebe das Regiment; ich hab's geliebt vom ersten Augenblick an, wo Sr. Majestät Befehl und Gnade mich hierherschickte; es war mir eine zweite Familie, treu und einig, stets bereit zu Rath und Hilfe; ich habe eine sehr glückliche Zeit verlebt, habe auf Ehre Morgen hier erlebt, wo ich mit dem Gedanken aufwachte: „Kann das Leben denn so schön sein und bleiben? Bis jetzt, Kameraden, ja, und heute ist der schönste Tag! Ich danke für alle Freundschaft, die ich hier gefunden und trinke —"

„Tusch, Tusch!"

Die junge, klingende, begeisterte Stimme übertönte die schmetternde Fanfare.

„Und trinke auf das Wohl und Gedeihen von Sr. Majestät bravstem und schneidigstem Ulanenregiment. Es lebe hoch!"

Der Sturm des Beifalls, des Händeschüttelns war vorüber.

Adam setzte sich mit strahlenden Augen und nervös am Glase bebender Hand.

„Und wann soll's losgehen? Wann soll die Hochzeit sein?"

„O, sobald noch nicht. Wir sind ja kaum verlobt. Unter uns gesagt, ich denke meinen unbekannten Großvater zu überfallen. Der Alte macht uns flott. Dafür ist mir nicht bange, ich habe Glück."

„Der alte Gnädige auf Deckenfeld?"

Massow steckte den Finger in den Kragen seiner Uniform, wie er zu thun pflegte, wenn ihm eine Felddienst-Uebung nicht klar werden wollte, und Nehndorf, ein entfernter Vetter Kirchmeisters, brummte den ersten Takt eines alten Volksliedes: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i."

„Also der Großpapa — hm — den Du eigentlich nie recht gesehen hast."

„Der soll Euch flott machen?"

„Wenn der sich dazu anläßt, dann—"

„O, wer nicht wagt, gewinnt nicht."

„Ja, ja, kennen wir, fortes fortuna u. s. w."

„Warum schließlich auch nicht?"

„Bekanntlich ist nämlich sein directer Erbe nicht sein Liebling."

„Wird's vielleicht!"

„Möglich! Muth, Muth —"

„Die Sache wird schon schief geh'n."

„Wie alt ist der alte Herr von Kirchmeister eigentlich?"

„Achtzig Jahre, aber sehr rüstig. Besorgt die ganze Wirthschaft allein."

„Muß ein colossales Capital aufgesammelt haben. Ist ja fürstlicher Besitz."

„Na, laßt das. Adam, haben Sie kein Bild von Ihrer Braut?"

Mit einem siegesfrohen Lächeln öffnete er die Uniform und entnahm der Brusttasche ein in Seidenpapier gehülltes rundes Bildchen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie das Volk spricht.

„Ich bin brodlos," sagte der Bäcker, da hatte er seine ganze Waare verkauft.

* *

„Eine Zeitschrift," sagte der Schreiber, da arbeitete er im Accord.

„Billige Einkäufe".

Mit Recht macht neuerdings auch ein englisches Blatt darauf aufmerksam, daß eine der Hauptstützen des vielbeklagten Nähmädchen- und sonstigen Arbeiterinnen-Elends, des „Schwitzsystems" u. s. w. im consumirenden Publikum selbst, und zwar vor Allem in der schöneren Hälfte desselben liege, die auf solche Weise, ohne darüber nachzudenken, ihren unglücklichen Geschlechtsgenossinnen einen sehr schlechten Dienst erzeige. Wenn ein Mann die billigste Waare kauft, so thut er es meistens, weil er nicht gut für den betreffenden Artikel, den er unbedingt braucht, sich eine höhere Ausgabe gestatten kann, — obwohl es natürlich auch zahlreiche Ausnahmen von dieser Regel gibt. Die amerikanischen Weiber dagegen fallen mit besonderer Vorliebe auf jeden „billigen" Verkauf 'rein, können nicht schnell genug das Geld für Gegenstände, die ihnen urplötzlich zum Bedarf werden, hinauswerfen und sind ganz glücklich und stolz, wenn sie solchergestalt einen riesigen „Bargain" gemacht haben, welchem vielleicht schon in einigen Tagen wieder ein anderer, ebenso überflüssiger, folgt. Möchten sie bedenken, wie vieles Frauenelend — abgesehen von allem Anderen—sie dadurch fördern helfen! Das besagte Blatt liest ihnen dafür folgendermaßen den Text:

Manche unserer schönen Evastöchter sind mit einer Krankheit behaftet, welche in keinem Lehrbuch der Heilkunde zu finden ist, indeß ebenso heftig und unheilvoll auftritt, wie jede andere Art von Wahnsinn. Die Männer sind verhältnißmäßig frei von diesem verheerenden Uebel; desto stärker grassirt es unter den Weibern, wo es oft epidemisch wird und seine Opfer dutzendweise dahinrafft.

Dieses heillose Uebel ist die vorherrschende Manie für billige Einkäufe (bargains), — eine neue Form jener sehr alten Begierde, Eigenthum zu erwerben, ohne einen entsprechenden Preis dafür zu zahlen. Unter der Herrschaft dieser Krankheit verliert die Patientin alle Fähigkeit zur vernünftigen Ueberlegung und alles Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit. Eine Frauensperson mit zartem Herzen, welche es verschmähen würde, irgend einer von ihr beschäftigten Person Hungerlöhne zu zahlen, frohlockt, von jenem schlimmen Einfluß geleitet, über den Einkauf eines Kleidungsstückes zu einem Preise, der nur Elend für seine Verfertigerin bedeutet. In solchen Fällen würde schon die oberflächlichste Abschätzung der Menge und des Preises der Rohstoffe, mit Hinzufügung einer weit geringeren Profitrate für Mittelpersonen, als dieselben in Wirklichkeit erhalten, rechnungsmäßig darthun, daß die Arbeiterin, welche den Artikel herstellte, fast nichts für ihre Arbeit bekommen hat, — daß ihr Leben von der äußersten Noth zermalmt werden muß — daß sie knapp zu essen haben und es mit ihrer Kleidung erst recht schlecht bestellt sein muß — daß sie keine Gelegenheit hat, ihrem elenden Loos zu entrinnen — daß alle Hoffnung und Freude in ihrem Leben nach und nach dahinsterben und dasselbe freudlos und erbarmungslos zurücklassen muß — daß, wenn sie nicht von seltenem heldenhaften Charakter ist, die sittliche Verderbniß als die einzige mögliche Erlösung aus dem äußerlichen Schmutz sich einstellen wird!

Alle diese Verhältnisse werden augenscheinlich durch die „billigen Einkäufe" gezeitigt, auf welche unsere Damen so stolz sind. Die einzige Entschuldigung für Letztere liegt darin, daß sie keine Zeuginnen sind und deshalb auch keinen richtigen Begriff haben von dem Elend, zu welchem sie durch den Kauf eines unvernünftig billigen Artikels ihre stillschweigende Zustimmung geben.

Es sollte ein engerer persönlicher Verkehr zwischen den Reichen und Armen, zwischen den Erzeugern und den Verbrauchern der Schindereiproducte, besonders der Producte der Frauenschinderei stattfinden; denn die Frauen-Arbeitsclassen können sich in der Regel nicht durch Gewerkschaften und sonstige Organisationen schützen.

In früheren Zeiten wurden Bekleidungsgegenstände wie Hemden, Unterkleider u. dgl. entweder im Haushalt selbst angefertigt oder von der Hausfrau bei Näherinnen für einen anständigen Preis bestellt, und die Hausfrau fühlte ein gewisses Maß von Verantwortlichkeit für das Glück der Personen, die sie beschäftigte. Gegenwärtig aber haben meist die großen Werkstätten Besitz von dieser Industrie ergriffen, — und das „Ausschwitz-System" ist die Folge davon.

Unter diesem System werden die fertigen Artikel auf Contract von Mittelpersonen geliefert, welche wiederum die Arbeit an Nähterinnen für ein Butterbrot vergeben.

Das rücksichtslose Publikum verlangt die Artikel zu den niedrigsten Preisen, der „Contractor" aber sichert sich stets seine eigenen Profite, und so wirken die eisernen Gesetze der Concurrenz beständig auf die Gesundheit und das Glück, ja sogar auf das Leben der Arbeiterinnen ein. Frl. Helen Helen Campbell, welche sich Jahre lang dem Studium dieses Gegenstandes gewidmet hat, sagt in ihrem Werke: „Gefangene der Arbeit," worin sie zeigt, wie weit dieses System schon im Auslande getrieben ist, und wie es mehr und mehr bei uns selbst eindringt:

„Der Geist der Concurrenz ist heutzutage die erbarmungslose Triebkraft, welche die Ladentische allüberall mit Erzeugnissen überschwemmt, die keinen anderen Vorzug haben, als denjenigen der Billigkeit, und deren Preis keinen Gewinn für den Erzeuger bedeutet, außer der nacktesten Lebensnothdurft."

Von einer französischen Arbeiterin ließ sich die Verfasserin sagen:

„Jeden Tag, wenn ich an den großen neuen Läden vorübergehe, welche alle kleinen umgebracht haben, und an der großen Fabrik, wo Elektricität die Maschinen in Thätigkeit setzt—und auch die Frauen Maschinen werden — jeden Tag weiß ich, daß jene Ladentische, wo man für einen Pappenstiel einkaufen kann, nur Ladentische sind, an denen Menschenfleisch und Menschenblut verkauft werden."

Möchten die Frauen unseres Landes ihre Augen öffnen für das Elend, für das sie verantwortlich sind, dann würde sich die Lage mancher Unglücklichen ihres Geschlechtes bessern. Mögen sie nicht unwissend einkaufen und nur auf den billigsten Artikel versessen sein. Sie sollten wissen, woher der Artikel kommt; und wenn sie durchaus darauf bestehen, vom Ladentisch zu kaufen, so sollten sie nur diejenigen Geschäfte mit ihrer Kundschaft beehren, welche ihre eigene Arbeiterinnen halten und denselben gute Löhne zahlen, statt mit Mittelspersonen Contracte zu schließen. In unserem Zeitalter der Maschinerie werden auch die Männer und die Frauen Maschinen, und die Arbeitsproducte zeigen die Verschlechterung, welche eine Folge der Abwesenheit des Denkens ist. Die individuelle Persönlichkeit sollte respectirt, und der Verbraucher und Erzeuger sollten einander so nahe gebracht werden, daß Ersterer das volle Maß seiner persönlichen Verantwortung fühlt, und Letzterer das Maß von Berücksichtigung und Werthschätzung empfangen kann, das ihm zukommt.

Soweit der angloamerikanische Moralprophet, der sich aber wahrscheinlich als ein „Prediger in der Wüste" erweisen und tauben Ohren predigen wird.

Der größte Kindersegen.

Unweit Allentown, Pa., starb kürzlich ein Mann Namens Heffner, und bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß derselbe zu einer Familie gehört hatte, die nicht weniger, als 41 Kinder und außerdem noch 1 Stiefkind besaß.

Der glückliche Vater dieses Kinderheeres war John Heffner, welche vor 4 Jahren in Reading, Pa., wo er wohnte, auf dem Bahngeleise zufällig getödtet wurde. Er war eine sehr bekannte Persönlichkeit, was zunächst wohl auf Rechnung seiner zwerghaften und buckeligen Gestalt zu setzen ist. Es lohnt sich, seinen Lebenslauf mit einigen Strichen zu skizziren.

John Heffner erblickte im Jahre 1815 in der deutschen Reichs-Hauptstadt an der Spree das Licht der Welt, kam 1843 nach Amerika und ließ sich bald in Reading nieder, wo er bis zu seinem Tode als Lumpen- und Papiersammler thätig war. Ueber seine Familiengeschichte hat man erst kurz vor seinem Ableben, gelegentlich eines Civilprocesses, in welchem er Zeuge war, Näheres an den Tag gefördert. Drei Jahre vor seiner Auswanderung nahm er in Deutschland seine erste Frau, welche ihm binnen 8 Jahren 17 Kinder bescheerte. Im ersten und zweiten Jahre der Ehe schenkte sie zweimal Zwillingen das Leben, in jedem der 4 nächsten Jahre kamen Drillinge zur Welt, im siebenten Jahre erschien noch ein Söhnchen, und bald darauf starb die Frau,—zu einer Zeit, als das älteste der 17 kleinen Heffner erst 7 Jahre alt war. Der Wittwer engagirte nun die Dienste einer jungen Haushälterin und Pflegerin; bald begann er, auch ihr Herz zu engagiren, — und zwar mit Erfolg. Schon zwei Monate nach dem Tode der ersten Gattin fand die Heirath statt.

Frau Heffner No. 2 vermehrte in den beiden ersten Jahren die Familie um nur 2 Kinder, in den nächsten 5 Jahren aber um 10,—jedes Jahr ein Zwillingspaar. Dann schenkte sie 3 Jahre lang je einem Kinde das Leben. Ehe wieder ein neues Jahr seinen Kreislauf vollendet hatte, segnete sie das Zeitliche. Von den 32 Kindern, welche bisher dem biederen John geboren worden waren, hatte er 12 durch den Tod verloren. Die 20 übrigen Kinder hinderten nicht, daß eine junge Wittwe, die ihrerseits 1 Kind mitbrachte, dem Buckeligen die Hand zum Bund für's Leben reichte. Diese dritte Gattin brachte es binnen 10 Jahren auch noch auf 9 Kinder.

Das Kinderglück und die Zufriedenheit der Heffner'schen Familie wurden sprichwörtlich. Natürlich mußte der Vater in seinem Geschäfte stets wie ein Sklave arbeiten, um die vielen Mäuler zu stopfen; dabei war er aber einer der lustigsten und gemüthlichsten Leute in Reading.

Eines Tages im Jahre 1885 wurde er, während er über das Geleise der Reading-Bahn ging, von einer dahersausenden Locomotive erfaßt und augenblicklich getödtet. Wer weiß, wie weit ohne diese Tragödie — die das einzige wirkliche Unglück in Heffners Leben war —der Kindersegen der Familie noch gediehen wäre! Von den 42 Kindern sind noch 28 am Leben, die meist in Reading wohnen, wo auch die Wittwe lebt. Es sind achtbare und betriebsame Leute. Außerhalb des Mormonenthums hat vielleicht nie in den Ver. Staaten noch eine so kinderreiche Familie existirt, wie die John Heffners.

— Auch unter den Magyaren kommen trotz aller Culturfortschritte mitunter die tatarischen Traditionen wieder zum Vorschein. Der uralte Wüstensport, der Pferdediebstahl, blüht noch immer auf den weiten ungarischen Pußten und dann und wann verschmähen auch die Herren Beamten nicht, dem nationalen Handwerk eine Ehre anzuthun. Jüngst verweilte, wie die Fünfkirchener Zeitung meldet, der Kaposvarer Gendarmerie-Lieutenant Bakfay in Fünfkirchen, um mit Hilfe der Staatsanwaltschaft gegen eine weitverzweigte Pferdediebsbande Recherchen anzustellen, die im Somogy'er Comitat Jahre hindurch das rentable Unternehmen betrieb, mittelst gefälschter Pässe für gestohlene Pferde Abnehmer zu finden. Nicht weniger als 64 Personen wurden, der Theilnahme an diesen Diebstählen und Fälschung verdächtig, dingfest gemacht und das interessanteste Moment bei diesen Massenverhaftungen bietet wohl der Umstand, daß sich unter den Verhafteten nebst den eigentlichen Dieben, 6 Bezirksnotare, 2 Lehrer und 10 Gemeinderichter, sämmtliche aus dem Somogy'er Comitat befinden. Lieutenant Bakfay war seit 1½ Jahren bemüht, den Dieben auf die Spur zu kommen und sammelte zu diesem Behufe 40,000 bis 50,000 Pässe ein, von deren sich eine Unmasse als Falsifikate herausstellten. Die Pferdediebe gingen überaus raffinirt und handwerksmäßig vor und daß es ihnen gelang, das Geschäft im Großen zu betreiben, dazu verhalf ihnen eben die Verbindung mit Notaren und Richtern, durch die sie Pässe in beliebiger Anzahl erhalten konnten. Der Oberstaatsanwalt wurde über den Stand der Untersuchung, welche mit aller Energie geleitet wird, verständigt, und wird der Monstre-Proceß, nachdem die Voruntersuchung beendet sein wird, vor dem Kaposvarer Gerichtshofe verhandelt werden, woselbst alle Verhafteten momentan detenirt sind.

— Aus London wird geschrieben: Die folgende Geschichte circulirt in der indischen Presse, als Beleg der furchtlosen Kühnheit und des trotzigen Gebahrens eines die Grenze beunruhigenden Räubers und Freibeuters Tantia Bheel. Ein eingeborner Polizeioffizier marschirte jüngst an der Spitze einer Abtheilung Polizeisoldaten, um den berüchtigten Tantia zu fangen, und machte in einer Ortschaft Halt, welche dieser Räuber unsicher zu machen pflegte. Der Offizier fühlte vor dem Beginn seiner Operationen das Bedürfniß, sich rasiren zu lassen; ein Barbier erschien, und während er den Beamten einseifte und von seinem üppigen Bartwuchs befreite, sprach er mit großem Freimuth über Tantia und seine Heldenthaten. Schließlich sagte er: „Es gibt nur ein Mittel, den Freibeuter zu erwischen!" „Und welches?" fragte der Offizier. „Das beste Mittel ist dieses", sagte der Barbier, indem er dem Jemadar die Nasenspitze abschnitt, „ich bin Tantia". Mit diesen Worten verschwand der braune Figaro im Dschungel und ließ den Offizier, der nach seinen Soldaten schrie und ihnen befahl, dem frechen Räuber nachzusetzen, blutend in der Hütte zurück. Es half aber nichts, der kühne Barbier war nicht mehr einzuholen.

— Das frühere Parlamentsmitglied, der sehr ehrenwerthe M. C. Lowther in London, hatte eine zarte Neigung zu Mrs. A. M. Scott, bei der dieser angesehene Herr, der ihr täglich die schönsten und theuersten Bouquets sandte, oft gastliche Aufnahme fand. Leider starb der freigebige Herr im Zustande der vollständigen Insolvenz, so daß er die enorme, für Bouquets aufgelaufene Rechnung unbezahlt hinterließ. Der Florist klagte diesen Conto gegen die Empfängerin der Bouquets ein und in der That wurde Mrs. Scott verurtheilt, die theuren, ihr gespendeten Blumen schließlich selbst zu bezahlen.

— Etwas spät. „Wann hast Du denn eigentlich Deine Frau kennen gelernt?" — „Nach den Flitterwochen!"

Wie man fortgeht.

Der Verfolgte gibt Fersengeld.
Der Entlarvte drückt sich.
Der Beschämte zieht ab.
Der Gekränkte nimmt höflich Abschied.
Der „vor den Kopf Gestoßene" macht Kehrt.
Der Hinausgewiesene empfiehlt sich.
Der Erkannte schleicht sich von dannen.
Der Schüler kneift aus.
Der ungerathene Sohn dampft ab.
Der Gefahrwitternde verzieht sich, macht sich unsichtbar.
Der Angeklagte entzieht sich.
Der Befriedigte geht ab.
Der Unbefriedigte kehrt ihm den Rücken.
Der Ungeduldige läßt ihn stehen.
Der Friedfertige dreht sich um.
Der Angegangene wendet sich ab.
Der Vernünftige geht seiner Wege.
Der Ungebetene macht sich dünn.
Der „eklig angelaufene" schiebt ab.
Die Eindringlinge räumen das Feld.
Der Strolch schlägt sich seitwärts in die Büsche.
Der Politiker flüchtet.
Der Soldat desertirt.
Der Feind flieht.
Die Frau läuft ihm davon.
Der Geschäftsmann macht sich auf die Strümpfe.
Der Agent macht die Thür von außen zu.
Der Sichaufopfernde geht dabei zum Teufel.
Der Sterbende schrumpft ab.
Der Miether rückt aus.
Der Hochstapler verduftet.
Der Dieb macht sich aus dem Staube.
Die Ladendiebin macht sich davon.
Der Bankerottmacher verschwindet.
Der Betrüger nimmt Reißaus.
Der Mörder sucht das Weite.
Der Sträfling entweicht.
Der Gefangene bricht aus.
Der Cassirer geht durch.

— In der alten, guten Zeit, als noch, wo es nur die örtlichen Verhältnisse gestatteten, Kaplan, Rabbiner und evangelischer Prediger ihr Whistkränzchen mit einander hatten, war der Pastor zu Rensefeld im Fürstenthum Lübeck u. a. mit der Oberaufsicht über die israelitische Schule des damals holsteinischen Dorfes Fackenburg betraut und hatte sogar die Kinder in der Religion zu prüfen, natürlich unter Beschränkung auf das alte Testament. Auch der jüdische Lehrer konnte ein Lied davon singen, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei. Mußte er doch gegen die Chicanen seiner eigenen Glaubensgenossen, die beispielsweise eine vermeintlich zu harte Behandlung ihrer Kinder dadurch rächten, daß sie dem Lehrer das ohnehin spärliche Schulgeld vorenthielten, mehr als einmal — wie die Urkunden des Pfarrarchivs darthun — beim evangelischen Pastor Hilfe suchen. In einem Falle wurde der arme Lehrer dem Schulinspector sogar als ein Mensch angezeigt, der—wie es in der bezüglichen Beschwerdeschrift der israelitischen Schulvorstandsmitglieder wörtlich heißt— darnach trachte, ,,uns armen Leiten der Kommüne und Sr. Maj. dem Könige von Dänemark (dem damaligen Landesherrn jenes Districts) das Blut auszusaugen." — Lehrer Juda Möller, der nebenbei ein Cigarrengeschäft betrieb, in welchem Umstande wohl die meisten jener Beschwerden wurzelten, scheint es unter solchen Verhältnissen freilich mit seinem eigentlichen Beruf nicht immer genau genommen zu haben. So finden wir ein Schulbesuchsprotocoll aus dem Jahre 1844, worin der Schulinspector berichtet, er habe bei einem unerwarteten Besuch der Schule weder den Lehrer noch Schüler am Platze getroffen. Weiter heißt es dann: „Der Lehrer, darüber zur Rede gestellt, brachte zu seiner Entschuldigung vor: er habe an jenem Tage den Besuch des Schulinspectors—nicht erwartet!"

— Sarah Bernhardt's Tod. Monsieur Tochet, einer der witzigsten Mitarbeiter des Pariser „Gaulois", erzählt seinen Lesern, daß er eben ein neues Stück für Sarah Bernhardt in der Arbeit habe. Der erste Akt zeigt einen Salon, Sarah erscheint, erklärt, daß sie lebensmüde sei, und schneidet sich den Hals ab. Dies gibt der Künstlerin Gelegenheit, den Tod durch Verblutung darzustellen. Der zweite Akt zeigt eine Landschaft am Ufer des Flusses, Sarah kommt, bemerkt, daß sie lebensmüde sei, wirft sich ins Wasser und ertrinkt nach langem Kampfe mit den Wellen. Der dritte Akt spielt in einem Palast, Sarah vergiftet sich aus Liebe für den Hausherrn. Die darauf folgende Agonie gehört bekanntlich zu ihren Meisterwerken. Der vierte Akt spielt in einer Mansarde. Sarah spielt eine Näherin, sie erstickt sich durch Kohlenoxydgas, was ihr Gelegenheit zu neuen Nuancen geben wird. Das Stück führt den Titel: „Ihr Tod". Monsieur Tochet bemerkt boshaft, er hoffe damit den Geschmack Sarah Bernhardts zu treffen.

— Ein wenig anders. Die Schülerinnen einer höheren Töchterschule sollen einen Aufsatz über die Tanne schreiben. Der Lehrer hat sie darauf hingewiesen, daß die Tanne uns ein Vorbild zu rechtem Streben sein könne, weil ihr Wuchs immer himmelan strebe. In dem Hefte der 14jährigen Irma findet er diesen Gedanken in folgender Gestalt: „Die Tanne, welche uns Harz, Theer und Pech liefert, strebt immer ins Blaue hinein; sie kann uns darin als Muster dienen."

— Schlau. Nun, lieber Schwiegersohn, wie wollen Sie denn eigentlich den Kleinen taufen lassen? — Ich dächte, Arthur, liebe Mama! — Nein, ich und meine Tochter haben uns bereits über Egon geeinigt! Ich wollte Sie nur fragen, damit nicht etwa der von uns bestimmte Name auch Ihrer Wahl entspräche und Sie glauben könnten, wir thäten, was Sie haben wollten!

— Profitables Aeußere. Chef: „Wie finden Sie meinen neuen Reisenden?" — Buchhalter: „Offen gestanden, macht der Mensch auf mich einen ziemlich beschränkten und stupiden Eindruck!" — Chef: „Das ist ja eben das Herrliche; der Kerl sieht so dumm aus, daß ihm jeder Kunde schon aus Mitleid einen Auftrag gibt."

— Unangenehm. Dame: Wenn über das Theater gesprochen wird, geht es mir immer schlecht, ich werde gewöhnlich mit meinen Ansichten ausgelacht. — Kritiker: Nun, Sie mögen vielleicht einen absonderlichen Geschmack haben. — Dame: O nein, ich entnehme meine Ansichten stets Ihren Zeitungskritiken.

— Höchste Zeit. Dienstmädchen (zumArzt): Ach, Herr Doctor, Sie möchten aber ja so schnell als möglich kommen, — ach, unsere arme, arme Frau! — Ist es denn so schlimm mit ihr? — Dienstmädchen: Ach ja, der Schlag hat sie ja gerührt, sie ist schon seit einer halben Stunde todt!

— Milderungsgrund. Richter: „. . Zuerst haben Sie sechzig Mark gestohlen, dann wieder vierzig! Wollen Sie sich denn gar nicht bessern?" — Angeklagter: „Da hab' ich mich ja schon um zwanzig Mark gebessert!"

— Schwierige Aufgabe. Ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß Sie ein ungebildeter Mensch sind. — Wo wollen Sie auch den Anstand hernehmen, ohne ihn zu stehlen?

— Unschuldig. Chef: Herr Landler, hier haben Sie schon wieder einen Bock geschossen.—Buchhalter, ein Sonntagsjäger: Entschuldigen Sie, ich habe noch nie etwas geschossen!